

In Sprachspiele verstrickt –  
oder: Wie man der Fliege  
den Ausweg zeigt

Verflechtungen von Wissen und Können

Herausgegeben von

Stefan Tolksdorf und  
Holm Tetens

De Gruyter

ISBN 978-3-11-022465-8  
e-ISBN 978-3-11-022466-5

*Library of Congress Cataloging-in-Publication Data*

In Sprachspiele verstrickt, oder, Wie man der Fliege den Ausweg zeigt :  
Vertreibungen von Wissen und Können / herausgegeben von Stefan  
Tolksdorf und Holm Tetens.

p. cm.

Includes bibliographical references and index.

ISBN 978-3-11-022465-8 (hardcover : alk. paper)

I. Philosophy. I. Tolksdorf, Stefan. II. Tetens, Holm, 1948-  
B83.I53 2010

III. Title: Wie man der Fliege den Ausweg zeigt.  
100-de22

2010018657

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Druck: Hubert & Co. GmbH und Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)



Foto: David C. Schneider

deduktiven *Theorie* der Sprache führen, wie sie sich z.B. Michael Dummett enträumt hatte.<sup>20</sup>

Der Beitrag von *James Conant* ist ein willkommener weiterer Schritt auf dem Weg, uns seine höchst differenzierte Variante aus der Familie von Schweisen nahe zu bringen, die als die ‚resoluten‘ Lektüren von Wittgensteins *Traktatus* bekannt geworden sind. Der Autor spricht eine Fülle bedeutsamer Fragen an, die nicht nur die Entwicklung von Wittgensteins Denken betreffen, sondern auch die Bestimmung der Philosophie und die Rolle und Gestalt der Sprachphilosophie. Ich kann hier nur auf wenige Punkte eingehen und möchte zunächst zwei Thesen nennen, denen ich zustimme und die ich für eine angemessene Rezeption dieser Version der ‚resoluten Lesart‘ besonders wichtig finde. Im Sinne der Fortsetzung unseres von mir als außerordentlich anregend empfundenen Dialogs werde ich dann eine sehr begrenzte Verteidigung der klassischen Lesart versuchen.

Ich finde es zutreffend und hilfreich, wenn Conant sagt, Wittgenstein habe im *Traktatus* keine *Theorie* der Sprache artikuliert, sondern ein *Bild* von ihr, ein Bild, das sich ihm offenbar wie beim Erkennen einer Gestalt in einem einzigen Schritt geradezu aufgedrängt hat. Wie der Betrachter eines Vexierbildes, der plötzlich z.B. die junge Frau auf der Zeichnung sieht, die er bislang nur als Abbildung einer Greisin sehen konnte, muss der junge Wittgenstein gemeint haben, mit einem Schlag zu sehen, wie es sich mit der Sprache (und mit Medien der Symbolisierung überhaupt) verhalten *muss*, und er hat wohl geglaubt, diesen Schritt der Gestaltbildung müsse auch jeder andere aufmerksame Betrachter nachvollziehen können, wenn ihm dazu eine kleine Hilfestellung gegeben würde, und zwar ebenfalls mit einem Schlage, nicht auf dem Weg des Verstehens einer *Theorie*. Es ist also überzeugend, vom *Traktatus* zu sagen, er enthalte keine *Bedeutungstheorie*, was nicht ausschließt (wie Conant ebenfalls klarmacht), dass das dort gezeichnete *Bild* einen ihm damals kaum sichtbaren, für uns aber deutlich erkennbaren metaphysischen Tiefgang hat und dass man es aus verschiedenen Gründen als ein unzutreffendes oder einseitiges Bild kritisieren kann.<sup>21</sup>

Ebenfalls hilfreich (und mit dem ersten Punkt zusammenhängend) ist die Weise, wie Conant den Gebrauch erläutert, den Wittgenstein vom logischen Symbolismus macht. Er besteht zunächst darin, einen Gedanken durch eine Umformulierung des für ihn gewählten Ausdrucks zu klären, etwa mit dem Ziel eine ungewollte Doppeldeutigkeit zu vermeiden, so wie wir das auch von Paraphrasen kennen, die sich keiner logischer Symbole bedienen. Da Wittgenstein ausdrücklich sagt, es sei „menschennunmöglich“, das, was er „die Sprachlogik“ nennt, der Umgangssprache direkt zu entnehmen (TLP 4.002), leuchtet

<sup>20</sup> Vgl. Schneider: *Phantasia und Kalkül*, a.a.O.

<sup>21</sup> Vgl. Schneider: *Satz – Bild – Wirklichkeit*, a.a.O.

es ein, dass sein teils beiläufiger Rekurs auf logische Zeichen nicht anzeigt, dass er in ihnen bereits einen fertigen Ausdruck dieser „Sprachlogik“ sieht. Damit ist vertiglich, dass er von der prinzipiellen Möglichkeit einer Zeichen-sprache spricht, die der logischen Grammatik gehorchen würde, und dass er bei Frege und Bertrand Russell Ansätze dazu sieht (TLP 3.325). Wir haben es also mit einem *Bild* von der Sprache zu tun, nicht mit einer *Sprachtheorie*. Die Logik in der Gestalt, die Frege und Russell ihr gegeben haben, ist in Wittgensteins Augen deshalb auch nicht das Herzstück einer solchen Theorie.

Ich möchte nun auf die unter *Traktatus*-Lesern umstrittenen Themen „Unsin“ und „Zeigen“ zu sprechen kommen. Ich werde mich dabei abermals in der Rolle des *adversarius diaboli* versuchen, diesmal in der Absicht, etwas zu finden, das die Vertreter der traditionellen Lesart des *Traktatus* vielleicht im Sinn haben, wenn sie vom „Zeigen“ sprechen, ohne es immer deutlich genug zu sagen. Zwar stimme ich Conant vorbehaltlos zu, dass es ein inakzeptabler Widersinn ist, der Frühschrift von Wittgenstein eine ‚unsagbare‘ Theorie aus unsinnigen Sätzen zuzuschreiben, die wir verstanden haben müssen, um mit ihrer Hilfe erkennen zu können, dass diese selben Sätze unsinnig sind. Es handelt sich um ein *Bild* von der Sprache, und wer den fraglichen Gestaltwandel vollzogen hat, der ‚sieht‘ die Unsinnigkeit mancher Sätze. Aber gibt es nicht doch so etwas wie einen zeigenden Sprachgebrauch, bei dem die zugehörigen Äußerungen nicht rundheraus als unsinnig zu klassifizieren sind, obwohl sie dem im *Traktatus* gezeichneten Bild von der Sprache nicht genügen? Und wenn dies der Fall ist, wie haben wir diese scheinbare Grenzüberschreitung zu interpretieren, zu Ungunsten der Sätze (mit dem Resultat des *Traktatus*: was jenseits der Grenze ist, ist Unsinn) oder zu Ungunsten der Grenzziehung, d.h. des Bildes, das Wittgenstein damals von der Sprache hatte?

Ein erster Zugang zu einer Antwort ergibt sich daraus, dass Wittgenstein selbst die Dimension der Zeit einbezieht, wenn er sagt, „am Ende“ solle der Leser, der den Autor versteht, dessen Sätze als unsinnig erkennen (TLP 6.54). Diese Bemerkung läßt nämlich die Frage ein, wie wir die Zeitspanne *vor* dem ‚Ende‘ beschreiben wollen, während der wir diese Unsinnigkeit nicht oder noch nicht erkennen. Mit Wittgensteins bekanntem Bild gesprochen: Wie ist die Phase auf dem Erkenntnisweg zu sehen, in der wir uns noch auf der Leiter befinden? Aus der Perspektive des Sprechers gefragt: Wie ist es möglich, dass wir *glauben*, allen Bestandteilen eines Satzes eine Bedeutung gegeben zu haben (und wie geschieht dieses ‚Geben‘), dass wir uns darin aber irren (TLP 5.4733)? Wie ist der Ausdruck ‚am Ende‘ gemeint, bezieht er sich auf das jeweilige Ende eines bestimmten Klärungsprozesses oder spricht er *sub specie aeternitatis*?

Ich habe im Zusammenhang einer Auseinandersetzung mit Michael Dummett den Ausdruck „grammatischer Sinn“ eingeführt, um eine Ebene

(einen Grad) des Verstehens einer sprachlichen Äußerung zu kennzeichnen, auf der man von einem Hörer sagen kann, er kenne alle in ihr auftretenden Wörter, er kenne auch alle vorkommenden grammatischen Fügungsweisen, und trotzdem sei es zweifelhaft, ob er das an der Äußerung erfasse, was Frege mit dem Ausdruck „Sinn“ bezeichnet hat.<sup>22</sup> Idiomatiche Ausdrücke einer Fremdsprache sind einfache Beispiele dafür, etwa der Ausdruck „*to know by heart*“. Auch wer die genannten Kenntnisse hat, d.h. wer alle vorkommenden Wörter und grammatischen Fügungsweisen in anderen Kontexten richtig verwenden kann, wer also auch in der Lage ist, den Ausdruck als ‚mit Hilfe des Herzens wissen‘ zu übersetzen, braucht damit den Sinn nicht erfasst zu haben, den wir durch die Übersetzung ‚auswendig können‘ angeben.

Ein vergleichbarer Fall eines Zwischenzustandes zwischen Verstehen und Unverständnis kann auch innerhalb ein und derselben Sprache vorkommen, und solche Fälle können leicht in die Philosophie hineinführen. Wenn z.B. jemand sagt, ein bestimmter *Wunsch* habe zusammen mit einer bestimmten *Meinung* die Handlung einer Person *verursacht*, unterstellen wir im Normalfall, Sprecher und Hörer könnten für alle Bestandteile dieser Aussage sinnvolle Verwendungskontexte angeben und sie seien sich auch über den Beitrag der Art der Fügungsweise zum jeweiligen Satz-Sinn im Klaren. Gleichwohl ist die Frage sinnvoll, was es denn *bedeuten* soll, das Prädikat ‚verursachen‘ mit den Subjektausdrücken ‚Wunsch‘ und ‚Meinung‘ zu verbinden. In der von mir vorgeschlagenen Terminologie: Wir kennen zwar als kompetente Sprecher des Deutschen den „grammatischen Sinn“ der fraglichen Aussage (wir benötigen keinen Sprachunterricht), wir zweifeln aber (mit der Formulierung Wittgensteins gesagt), ob der Sprecher dem Wort „verursachen“ in seiner Rolle als Prädikat zu „Wunsch“ und „Meinung“ eine Bedeutung gegeben hat. Nur wenn er dies getan hat, kann seine Äußerung als sinnvoll im Sinne des *Traktatus* bezeichnet werden. Wir sehen hier, wie anspruchsvoll Wittgensteins Rede von der „Sprachlogik“ gemeint ist.

Die geschilderte Einbeziehung des Zeitfaktors erlaubt es, für Äußerungen der gerade erörterten Art eine eigene Kategorie aufzumachen: wir brauchen sie nicht mehr in denselben Topf wie den inhaltslosen Unsinn vom Typus ‚blablabla‘ zu tun, weil uns die Kenntnis der Worte und der Grammatik den Schritt erlaubt, solche Äußerungen als Formulierungsveruche für potentielle Thesen anzusehen und sie unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen, nämlich sie ‚streng zu durchdenken‘ oder ‚streng durchzuführen‘, wie Wittgenstein an zwei Stellen sagt, die Conant anführt. ‚Am Ende‘ eines solchen Klärungsprozesses *kann* dann in der Tat das Verdikt ‚unsinnig‘ stehen, in anderen Fällen

<sup>22</sup> Schneider: *Phantazie und Kalkül*, a.a.O., Kap. 5, § 4. Ich möchte hier anregen, die von Tolsdorf am Ende seines Beitrags aufgeworfenen Fragen zur Logik auf dieser Ebene des ‚grammatischen Sinns‘ zu klären.

aber auch die Einsicht in ihren Sinn oder die Notwendigkeit, an der ursprünglichen Formulierung etwas zu ändern, damit die dann gefundene Formulierung sinnvoll ist.

Wenn wir also sagen, dass wir in der Zeit, in der wir noch dabei sind, die Leiter hinaufzusteigen, damit beschäftigt sind, etwas zu durchdenken, einen Formulierungsansatz für eine mögliche These streng durchzuführen, dann erscheint es nicht ganz fair, alles, was dabei unterwegs gesagt oder zu Papier gebracht wird, für einfachen, schlichten Unsinn zu erklären, - man denke nur an die lange Geschichte des Leib-Seele Problems. Die bisherigen Überlegungen führen uns allerdings nicht zu einer neuen Kategorie eines „tiefen Unsinn“, die auch, unsagbare Theorien‘ umfassen könnte, hier ist Conant voll zuzustimmen. Aber wir rechnen auf diese Weise (aus menschlicher Perspektive, nicht *sub specie aeternitatis*) mit vielen Formulierungsversuchen, die einen „grammatischen Sinn“ haben, von denen wir aber noch nicht wissen, ob sie selbst oder verbesserte Versionen von ihnen sich ‚am Ende‘ (nach einem Klärungsprozess) als sinnvoll herausstellen.

Ich möchte zu erwägen geben, ob man die Weise, in der die klassischen Interpreten des *Traktatus* vom „Zeigen“ sprechen, zumindest an manchen Stellen so interpretieren kann, dass sie sagen möchten, es gäbe Arten des Sprachgebrauchs, die für längere Zeit (und dem Sprecher vielleicht durchaus bewusst) auf der Ebene des „grammatischen Sinns“ verbleiben. Wir haben dann insofern gute Gründe für unseren Eindruck, etwas an ihnen‘ zu verstehen, als wir die Sprache beherrschen und z.B. Vorschläge für bessere Formulierungen machen können. Diese Art des „Zeigens“ (wenn man dies Wort hier gebrauchen will) würde ihren besonderen Charakter durch die Unfertigkeit der jeweiligen Äußerung bekommen; der Sprecher meint, auf etwas zu zielen, ihm schwebt ein Inhalt vor, aber seine Formulierungen sind vorläufig und tastend. Freilich kann sich herausstellen, dass schon das Zielen eine Illusion war, und dann werden wir rückblickend vielleicht sagen wollen, das dumme Gesamtel sei von Anfang bis Ende unsinnig gewesen, insbesondere dann, wenn wir schon zu Beginn Zweifel hatten, ob hier etwas vorliegt, das sich ‚streng durchzuführen‘ lohnt. Mit der Kategorie des „grammatischen Sinns“ würde folglich die Spezies des *potentiell Sinnvollen* etabliert, nicht aber ein sinnvoller (oder gar tiefsinziger) Unsinn.

Eine weiterführende Frage will ich hier wenigstens noch nennen: Was geschieht, wenn wir die Möglichkeit gleichnishaften Redens in die Betrachtung einbeziehen? Dazu gehört auch die Verwendung von Bildern, etwa von Wittgensteins ‚Notationsbild‘ der Sprache, aber z.B. auch der von ihm selbst ausdrücklich als Bild und als Gleichnis bezeichnete Fall seiner Erklärung des Wahrheitsbegriffs durch das Bild von einem schwarzen Fleck auf weißem Papier (TLP 4.063), bei der er auch darauf zu sprechen kommt, dass das Gleichnis an einer Stelle hinkt. Bilder und Gleichnisse können bekanntlich die

untersten Sprossen zu Theorien und wissenschaftlichen Modellen sein, dann sind sie der Art nach wie das eben besprochene Arbeiten mit einem (vorerst) nur „grammatischen Sinn“: Eines Tages kommt man zu ihrer ‚ordentlichen‘ Formulierung, und sonst werden sie einfach Unsinn gewesen sein. Wie steht es aber mit Bildern, für die es einen solchen Aufstieg gar nicht geben kann, etwa weil sie (z.B. in der Ethik und in der Religion) eine ‚Selbweise‘ vermitteln und gerade nicht zu einer Theorie führen wollen? Für sie hat Wittgenstein noch im *Vortrag über Ethik* keinen respektablen sprachlichen Ort, wohl aber in seiner späteren Philosophie.<sup>23</sup> Auch für diese Funktion der Sprache scheinen manche ‚klassischen‘ Interpreten das Wort ‚zeigen‘ verwenden zu wollen. Bei dieser ganz anderen Art des Zeigens geht es aber nicht um theoretische Inhalte, die sich anders nicht ausdrücken ließen. Und da dieses Zeigen mit Hilfe der Sprache vollzogen wird, deren Wörter und Grammatik der Hörer kennen muss, ist seine Möglichkeit kein Argument für eine Unsagbarkeitsthese; es wird ja gesagt, was zu sagen ist.<sup>24</sup>

Auch den Überlegungen von Geert Keil kann ich in weiten Passagen (insbesondere im von Wittgenstein inspirierten Schlussteil mit Keils Lösungsvorschlägen) nur zustimmen: Er zeigt überzeugend, dass es keine guten Gründe gibt, von Graden der Wahrheit zu sprechen. Die vielfältigen Probleme, die ein solcher Schritt der Absicht nach beseitigen soll, lassen sich allesamt auf andere Weisen besser aus der Welt schaffen.

Allerdings möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, hier eine andere Kontroverse zwischen uns fortzusetzen und dem auch in diesem Aufsatz noch spürbaren metaphysischen Realismus des Autors auf den Zahn zu fühlen. Wie aus dem zuvor Gesagten deutlich sein sollte, verteidige ich damit keinen Reduktionismus, aber ich wende mich gegen Keils Zögern, die ‚Perspektive Gottes‘ wirklich als für uns definitiv un erreichbar anzuerkennen. Wenn ich seine sympathische Selbstironie aufgreifen darf: Ich möchte ihm das ‚Auskosten der vorkritischen Phase‘ verkürzen: Der Zahn muss raus.<sup>25</sup>

Ein Ansatzpunkt im vorliegenden Text ist das Bivalenzprinzip: Auch wer nicht von ‚Graden von Wahrheit‘ sprechen will, kann (und sollte, nach meinem Dafürhalten) die These in Zweifel ziehen, dass alle satzförmigen Gebilde (oder ihre Äußerungen, oder die zugehörigen Propositionen, das spielt hier

<sup>23</sup> Ludwig Wittgenstein: *Vortrag über Ethik*, in: Wittgenstein: *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hrsg. von Joachim Schulte, Frankfurt a.M. 1989, S. 9-19. Vgl. Schneider: „Sätze können nicht Höheres aussprechen.“ *Das ‚Ethische‘ und die Grenzen der Sprache beim frühen Wittgenstein*, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 58 (2010), S. 55-70.

<sup>24</sup> Vgl. dazu auch unten meinen Kommentar zu Mathias Kroß.

<sup>25</sup> Vgl. Schneider: *Das musste ja so kommen! Libertarische Willensfreiheit und Handlungsalternativen*, (zu: Geert Keil: *Wir können auch anders. Steige einer libertarischen Konzeption der Willensfreiheit*), in: Erwägen, Wissen, Ethik 20 (2009), Heft 1, S. 57-59; hier: S. 93.